

Osttiroler Heimatsblätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

30. Jahrgang

Donnerstag, 25. Jänner 1962

Nummer 1

Das Rathaus am Johannesplatz in Lienz

Von Josef Astner

Wann dieses Haus (Bp. 105) erbaut wurde und von wem, ist uns leider nicht überliefert. Jedenfalls war es ein sogenanntes „Burglehen“, wie alle Häuser innerhalb der Stadtmauer.

Der letzte private Besitzer des Hauses war ein Jörg Steinperger. Seine Witwe, Anna Steinperger, verkauft am 25. Februar 1476 „dem Rat der Stadt Lienz und ganzer Gemain ihr Haus und Hofstatt; stoßt mit einer Seite an die St. Johannes Kirche, mit der anderen an den gemainen Platz und hinten an des Johann Ziskan Haus“. Preis: 100 Mk.

Obzitierte Urkunde liegt im Schloß Bruck auf und ist nebenbei ein gutes Beispiel für schöne gotische Kanzleischrift.

Seit damals ist dieses Haus also Eigentum der Stadtgemeinde. Früher war an der Ostseite über dem damaligen Haupteingang ein dreigliedriges Wappen angebracht mit der Jahrzahl 1536 und den Wappenzeichen von Rodegg-Welsberg-Lienz. Die Anbringung bedeutet sicher keinen Besitzwechsel, sondern geschah aus uns unbekanntem Anlaß und weist auf die pfandinhabenden Freiherrn von Wolkenstein-Rodegg hin.

Im übrigen scheint damals das goldene Zeitalter der bürokratielosen Stadtverwaltung geherrscht zu haben, denn die Gemeinde brauchte das Rathaus nicht, und laut Ratsprotokoll vom 6. Oktober 1573 haben Richter und Rat beschlossen, das Haus zu verpachten; nur die Ratsstube war für die Ratstage freizuhalten.

Manche Räume waren sicher schon früher verpachtet, denn eine Urkunde des Verfachbuches des Landgerichtes Lienz meldet (4. Dezember 1584), daß Peter Stöberl vor 15 Jahren (also 1569) im Lienzener Rathause wohnte und dort eine Gastwirtschaft hielt.

In einem anderen Raume war die gemeine (städtische) Brottafel (Brotladen) untergebracht, die laut Vermerk im Ratsprotokoll der Anwalt der Herrschaft im Jahre 1579 am 7. Mai und 11.

Dezember visitiert hat. Weil es beim Brotverkauf in den Bäckereien offenbar nicht klappte, verordnete der Rat am 29. Oktober 1585, „die Bäcker sollen hinführen in ihren Häusern kein Brot mehr ausgeben, sondern alle in die gemain Brottafel bringen.“ Damit gab es also nur mehr einen öffentlichen Brotladen für die ganze Stadt, von Hausbackungen natürlich abgesehen.

Ob im Rathause auch eine städtische Fleischbank entstand, als die Anwaltschaft (lt. Verfachbuch) am 3. April 1593 die Fleischverordnung für Lienz und den Auftrag zur Errichtung einer „Metzgbank“ erließ, ist nicht gesichert, wenn auch wahrscheinlich, denn Urkunden berichten, daß beim Stadtbrande von 1609 3 Fleischbänke und 2 Siedkucheln abgebrannt sind und daß der Rat am 5. März 1621 beschloß, wieder eine Fleischbank aufzubauen. Wenn es eine städtische Fleischbank gegeben hat, so ist sie offenbar in einem Anbau untergebracht gewesen, denn im Ratsprotokoll heißt es am 10. März 1623: Die Fleischbänke sollen wieder aufgezimmert werden, aber nicht am früheren Ort bei der Johanneskirche, sondern auf dem Stadtgraben zwischen der Ringmauer und des Hans Baurneids-Haus (an der Stadtmauer in der Kreuzgasse, gegenüber dem heutigen Geschäft Zimmermann). Die Gewißheit einer Fleischbank im oder am Rathaus geht aus dem Ratsprotokoll vom 25. April 1788 hervor, wo es heißt, der Magistrat soll eine eigene Metzgbank errichten, da die im Rathause bestehende nicht verwendbar ist. Es könnte sich also um die alte verfallene Fleischbank handeln.

Am 26. Oktober 1590 stellt der Rat fest: Der Kuchelstubenofen in der Ratsstube ist baufällig und soll neu aufgestellt werden. Hans Mulleth wird als Baumeister bestellt.

Im Jahre 1609 fielen beim großen Brand alle Häuser innerhalb der Stadtmauer (heute: Hauptplatz, Kranzgasse, Graben- und Zwergergasse, Muchar-

gasse, Rosengasse, Torgasse, also alles bis hinauf zur Kreuzgasse) den Flammen zum Opfer. Nur die Karmeliterkirche (heute Franziskaner) und die Johanneskirche blieben stehen, aber ohne Dächer. Auch das Rathaus war niedergebrannt, aber die Parterrelokale hatten starke Gewölbe, welche erhalten blieben und von ausgebrannten Mauerresten überragt wurden. Der Wiederaufbau ging so unglaublich langsam, daß es dafür steht, die Etappen hier festzuhalten (ca. 120 Jahre!):

Das Ratsprotokoll stellt am 18. Jänner 1619 fest: Das Rathaus ist seit dem Brande von 1609 noch unerbaut wegen Unvermögen der Stadt.

Der in allen Pfliegerichten vorhandene Kornkasten, welcher Reserven für Notzeiten enthalten sollte, mußte auch in Lienz wieder erstehen, wofür ein Anbau an das Rathaus gemacht wurde, aber mit wenig Glück, denn das Ratsprotokoll berichtet am 13. September 1621: „Der im Bau befindliche Kornkasten bei gemeiner Stadt Rathaus ist verschiedener Tage (in den letzten Tagen) eingestürzt“. Der Rat zog den Maurermeister zur Verantwortung und protokolliert am 8. Oktober 1621: Der Maurermeister Blas Unterperger entschuldigt sich mit Alter, Armut und daß ihn der Baumeister Alban Oblasser stark getrieben habe, die Bögen des oberen Gewölbes auszuschlagen“. Daher also der Einsturz.

Vom Wiederaufbau ist vorerst nichts mehr zu hören, weshalb hier ein klärendes Wort über die Lage des Hauses eingefügt sei. Der Bau zählte straßenmäßig (mit Hausnummer) zur Munich- oder Mönch- oder Kirchgasse (heute Muchargasse), von welcher Seite er also auch einen Eingang gehabt haben muß. An der Südseite war er ziemlich eingeeengt durch die schon 1308 erwähnte, aber sicher viel ältere gotische Johanneskirche (sie galt als Haupt- und Bürgerkirche), die fast gleich weit nach Osten reichte wie das Rathaus und an der Ostseite ganz nahe daran

heranrückte. Diese Kirche fiel i. J. 1798 dem großen Stadtbrande gänzlich zum Opfer und wurde nicht mehr aufgebaut, obwohl sich der Kufmann Joh. Jos. Oberhuber im Jahre 1802 bereit erklärte, sie auf eigene Kosten aufzubauen, wenn ihm der Gemeinderat dafür freie Hand ließe. Das tat er aber nicht, und so wurde die Ruine i. J. 1815 abgetragen und der Platz eingeebnet. Seither ist diese Hausseite frei.

Aus obigem Grunde war früher der Haupteingang von der Ostseite (Schmalseite her. In diesem Sinne ist auch die Eintragung im Ratsprotokoll vom 7. Mai 1638 zu verstehen, wo es heißt, daß „die Stuben und Kammern des Rathauses vom Saal auf der linken Seite hinein neue Böden erhalten und gestäfelt werden sollen durch Jakob Costgueter, Tischler.“

Der „Johannesplatz“ bestand damals also nicht, sondern nur die bescheidene Fläche zwischen (heute) Max Keller und Gasthof „Sonne“, also der Platz östl. des Rathauses. Er hieß zum Unterschied vom Unteren Platz der „Oberplatz“ und diente verschiedenen Zwecken. Nachdem es aber doch üblich und aus praktischen Überlegungen zweckmäßig war, auf Plätzen auch Brunnen zu errichten (für Viehtränken usw.), gewahrten auch Rat und Bürger diesen Mangel und wollten im J. 1656 an diesem Oberplatz einen öffentlichen Brunnen errichten. Aber dagegen erhob der Herrschaftsverwalter Einspruch und verbot es mit der Begründung, „der Oberplatz hat sonst wenig Raum und wird als Marktplatz und zu dem vollführenden Malefizrecht (Verurteilung der Schwerverbrecher — auch Diebstahl zählte dazu —) mit Verlesung des Urgichten (der Urteile) gebraucht“. (Veriachbuch der Herrschaftsverwaltung).

Man beabsichtigte also doch noch, das Rathaus wieder aufzubauen, denn von einem Fenster der Ostseite dieses Hauses wurden der unten wartenden Volksmenge die gefällten Todesurteile vorgelesen. (Die Verhöre — eventuell mit Folter — fanden im Schloß Bruck statt, und von dort wurde der Malefizant in eine „Keuche“ des Rathauses gebracht). Am Hinrichtungstage wurde also der Menge das Urteil vorgelesen, über dem Verurteilten der Stab gebrochen und damit das Zeichen zum Gang zur Richtstätte gegeben. Der Richter zu Pferde, begleitet vom Gerichtsschreiber und Gerichtsdienner, eröffnete den schaurigen Zug. Die beteiligten 12 Gerichtsgeschworenen (6 von Lienz, 6 vom Lande) folgten ihnen. Dann kam der zum Tode Verurteilte, begleitet von einem Priester, zwischen dem Henker und seinen Knechten, umgeben von einer Schar Bürger und Bauern mit Hellebarden und Seitengewehren. Dann folgte das schaulustige Volk. Zum Hängen oder Verbrennen eines Missetäters zog man auf die Galgentratte. Geköpft wurde am rechten Draufer, etwas oberhalb der Iseleinmündung. (Laut Anweisung von 1721 waren zur Verbrennung vorgeschrieben: 8 Klafter dürrer Holz, 30 Schab Stroh, 5 Pfund Pech, 3 Stangen zum Zuschüren

und 3 Läden). — Der früher erwähnte strittige Brunnen wurde erst nach dem Abbruch der St. Johanneskirche aufgestellt.

Aber was war mit dem Wiederaufbau? Man staune! Gut 100 Jahre nach dem Brande, nämlich am 30. April 1710 meldet das Ratsprotokoll: „Das Rathausgebäude soll nächstens fergusonommen und ein Überschlag gemacht werden, damit noch dieses Jahr alle Vorbereitungen getroffen werden können“.

Dieser Vorsatz war aber so lahm, daß am 26. Mai 1723 überflüssigerweise nochmals festgestellt wurde, beim Brand der Stadt Lienz sei auch das Rathaus eingäschert worden. Am 4. August des gleichen Jahres faßte der Rat den Entschluß, zur Erhaltung der Gewölbe des Rathauses soll bis zum Herbst vorläufig ein Schutzdach gemacht werden. Dies bedurfte seiner nochmaligen Bekräftigung am 20. Oktober: „Der hintere Teil des Rathauses soll noch heuer mit einem Schußdach gedeckt werden. Salvierung der Gewölbe und des Kornkastens.“ — Demnach war letzterer nach dem Einsturz wieder aufgebaut worden.

Am 23. November 1724 wird resigniert festgestellt: „Das Rathaus liegt völlig über den Haufen. Am Kalkofen bei der Lienzer Klause soll zum Rathausbau Kalk gebrannt werden“. Und was geschah wirklich? Hört! 19. Februar 1728 (also fast 2 Jahre später): „Nächstes Frühjahr soll der Rathausneubau in Angriff genommen werden. Der Kalkofen ist in Betrieb, und die anderen Baumaterialien sollen beige-führt werden“.

27. März: „Weil apere Zeit, wie das Rathaus erbaut werden sollte? Nach Ostern soll begonnen werden, zuerst die Grundmauern, dann in die Höhe, die Bedachung und der Brotladen.“

7. Mai: „In 14 Tagen soll man mit dem Rathaus-Bau in Gottes Namen einen Anfang machen! Wer soll Baumeister sein und wer soll den Bauriß machen und wo das Geld dazu hernehmen? Der Meister Niklas, Maurer von Vellach, soll den Riß und Überschlag machen. Nachmittag mit ihm Lokalaugenschein vornehmen.“

29. Oktober: „Das Rathaus ist heuer aus Mangel an Geld und Stein nicht fertig gemacht worden. Es sollen an Grafenbach und um den alten Ambthof Steine sammengeklaut und im Winter in Robot zugeführt werden.“

21. März 1727: Das Protokoll stellt fest, daß das Rathaus noch nicht ausgebaut sei und fügt die alte Preisfrage an: Woher das Geld nehmen?

28. Mai: Mit dem Rathausbau hat man für heuer wieder begonnen, aber woher das Geld? Weil kein Geld da ist, kann man heuer nur den vorderen Teil aufbauen, damit man heuer noch das Dach dranbringen kann.

18. Juli: „Das Rathaus ist bereits unter Dach und die Gerichtsdiennerwohnung teils erbaut. Man soll darauf sehen, daß der Gerichtsdienner ehest einziehen kann.“

So schnell ging das aber nicht. Der Gerichtsdienner hatte noch keine Wohnung und die Stadt kein Geld. Da konnte nur mehr die Steuerschraube helfen, und so lesen wir im Ratsprotokoll vom

3. März 1728: „Das Rathaus ist noch nicht ausgebaut, sondern noch ziemlich etwas notwendig. Woher das Geld? — Bei der nächsten Georgisteuer soll $\frac{1}{4}$ über die ordinari getrieben werden und damit der Brotladen und die Gerichtsdiennerwohnung gerichtet werden.“

Da sich offenbar nichts rührte, hat sich der Gerichtsdienner vermutlich an den Stadtrichter gewandt, denn es heißt:

1. Mai: „Der Stadtrichter fragt an, wie man endlich das Rathaus emporbringe? (Die Antwort der Stadt): Die Robotfuhren werden von den Bürgern schlecht oder gar nicht verrichtet. Es soll eine Gemeinde-Ausstekung gemacht werden.“

24. Jänner 1729: Die neue Brotbank wird zu 12 Bänken eingerichtet; die Bäcker haben dafür Pachtzins zu zahlen.

Das dürfte gegluckt sein, denn bis zu den späteren Verpachtungen hören wir vom Brotladen nichts mehr. Sonst aber hat sich in diesem Jahre wohl nicht viel getan, denn der Stadtrichter fragt am

9. August 1730: „Wie das Rathausgebäude fürzunehmen?“

Auf diese Anfrage schweigt sich die Stadt aus. — Nun greift er helfend ein und will für die Rathausstube die Fenster machen lassen und möchte wissen, was für Glasscheiben verwendet werden sollen. — Die Stadt antwortet am 26. Oktober, daß es „Lichtscheiben“ sein sollen.

Fast boshaft klingt daher die nächste Anfrage des Stadtrichters 1732, ob heuer im Rathaus etwas gebaut werden soll. Darauf antwortet die Stadt am 7. Mai, zuerst sollen die Stuben für die Ratsstuben verfertigt werden, dann allenfalls der Saal.

Tatsächlich scheint der Bau in den nächsten Jahren endlich vollendet worden zu sein.

Der Theresianische Kataster (um 1750) beschreibt das Haus so: „Die Stadt Lienz besitzt das Rathaus (consor. Nr. 22), darinnen der Brotladen, eine Wohnung für den Brothüter und Gerichtsdienner, wie auch die Fleischbank. — Stößt 1. an den oberen Platz, 2. an St. Johanneskirchen, 3. an den Weg und 4. an die Kirch- oder Münchgasse. Ist luteigen. Tax: 25 fl.“

Wie erwähnt, war die Fleischbank 1788 nicht mehr verwendbar. Eine Katasteraufnahme aus dem Jahre 1775 (Kat. Nr. 121, fol. 97) lautet: „Die gemeine Stadt Lienz besitzt das Rathaus Nr. 41, darinnen die Ratsstuben, eine Wohnung für den Brothüter und Stadtgerichtsdienner, samt zweien Keuchen, dann Fleischbank und Keller. — Stößt 1. an den Platz, 2. an Johanneskirche, 3. an Johann Ebenperger und 4. an Klosterweg.“

Aus dem Archiv des Stadt- bzw. Landgerichtes Lienz

Pestzeiten und Verordnungen zum Pest-Reglement vom Jahre 1770

Von Erwin Kolbitsch

Einleitend möchte ich von den Pestzeiten unserer Heimat aus den Chroniken berichten.

Die schlimmste Pestzeit, wohl für ganz Europa, fällt in die Zeit von 1348 bis 1351. Damals sollten in Europa 25 Millionen Menschen der Seuche zum Opfer gefallen sein.

Von Lienz wird für diese Zeit eine Verödung vieler Hofstätten innerhalb der Stadtmauer gemeldet. „Die Pest hat das Wachstum der Stadt gebrochen. Ausgestorben und verödet ist auch jene Hofstätte der Karnerin, die 1349 den Karmelitern für ihre Klostergründung geschenkt worden ist; die Klostergründe umfaßten allein ein Viertel der unverbauten Fläche; soviel Platz war innerhalb der Mauern frei geworden.“ (Wiesflecker, Lienz Buch, S. 171.)

Josef Egger schreibt über diese Zeit in seiner „Geschichte Tirols“:

„Der schwarze Tod wütete auch in unseren Tälern entsetzlich. Die davon Ergriffenen waren oft in wenigen Tagen, ja in wenigen Stunden eine Leiche.“ Goswin von Marienberg im Vintschgau erzählt: „Kaum der sechste Teil der Bewohner unserer Täler blieb übrig.“ Goswin unterscheidet bereits ein zweifaches Auftreten der Krankheit. Quellen aus dieser Zeit beschreiben die Krankheit folgendermaßen: „Die Kranken hatten große Eiterbeulen an Oberschenkeln und Armen, die, wenn sie geöffnet wurden, Erleichterung brachten. Viele verloren die Kraft ihrer geistigen Fähigkeiten und hatten über den ganzen Körper schwarze Striche. Manche verfielen in einen betäubenden Schlaf und verloren durch Lähmung der Zunge ihre Sprache. Schlund und Zunge wurden schwarz und kein Getränk vermochte den heftigen Durst zu löschen. Manche bekamen unter heftigen Schmerzen auf der Brust, Blutspucken, und ihrem Munde entstieg ein verpesteter Geruch. Die das Blutspucken bekamen, waren unrettbar dem Tode verfallen.“ (Beulen- und Lungenpest.)

Das östliche Pustertal dürfte in der 2. Hälfte des Jahres 1348 von der Pest ergriffen worden sein. Die Krankheit drang von Kärnten oder über den Kreuzberg in unser Gebiet.

Daß die Gegend von Innichen durch die Pest mitgenommen wurde, geht aus einer urkundlichen Erklärung des Chorkherrn Heinrich Averteur hervor. Derselbe verpflichtet sich am 31. Oktober 1357, seine Einkünfte von der Pfarre Toblach und die Chorherrenpfünde der Stiftskirche zu Innichen so lange als Pfand zu setzen, bis er die „bey der Sterbe, (nämlich bei der allgemeinen Pest) im Jahre 1348“ gemachte Schen-

kung zweier Güter am Innichner Berge an die Kirche, welche er nachher an die Grafen von Görz verkauft hatte, wirklich realisieren kann.

„do gocz gewalt was und der leut sterb“ heißt es in einer öffentlichen Bekanntmachung der Hofmark Innichen zur Übernahme der „Chreuczthalhube“.

Hygienische Mißstände haben damals ganz besonders der Pest die Wege geöffnet. Als erste sanitäre Maßnahme dieser Zeit wird gemeldet, daß nach Anfüllung der Friedhöfe die Toten außerhalb der Ortschaften begraben werden mußten und über Nacht nicht mehr im Hause belassen werden durften.

Oft wurden die Toten in den großen Gruben nur mit so wenig Erde bedeckt, daß die Hunde die Leichen ausscharrten und benagten. Auch in den Kirchen wurden die Toten oft begraben.

Nur langsam ging man daran, die Ablagerung von Dünger auf den Straßen wenigstens zeitlich zu begrenzen und den Aufenthalt von Schweinen auf den Straßen zu verbieten. In einzelnen Städten wurden Wächter aufgestellt, die in Pestzeiten niemanden einlassen durften.

Als Mittel gegen die Pest in der damaligen Zeit galten: Aderlaß bei Reifwerden der Pestbeulen, Kauen von Früchten des Lorbeerbaumes, Räuchern mit Tannen- oder Fichtenrinde, Auflegen von Zwiebeln mit Hefe und Butter zum Heranreifen der Beulen, Aufschneiden oder Wegätzen der Beulen.

Auch Flucht in pestverschonte Gebiete war möglich, denn von einem Pestkordon war damals noch keine Rede.

Als weitere Pestjahre werden erwähnt:

1473 wütete die Pest durchs Etschland herauf.

1506 soll sie in Sillian gehaust haben.

1564 grassierte sie im Zillertal und hat „fast alle Leute angepackt und hingerissen“.

1559/70 raffte die Pest in der Stadt Lienz 550 Menschen dahin, das waren die Hälfte der damaligen Einwohner.

Im Ratzell, Gemeinde Hopfgarten, soll sich der Schwarze Tod aus den 6 Häusern 56 Menschen geholt haben.

1600: Die Pest war von Steiermark her im Anzug. Da erließ Sigmund Freiherr von Wolkenstein, Herr der Herrschaft Lienz am 9. September folgende scharfe

Verordnung: „.... und da sich nun Jemand so freventlich unterstehen würde, ein oder mehr fremde Personen Herberg oder Unterschlaipf zu geben, und dasselbst sich eine kranke Person befünde, dessen Haus sambt allen Hausgesind und was sonst im Haus vorhanden, soll zu Verfrüftung mehrers Unrats alsbald eingetan sein und in Brand gesteckt werden. Darinnen kann Niemand zu verschonen oder zu übertragen sein wurde“.

1601: Die Pest hauste bereits in Klagenfurt, Ämter, Kanzleien und Herrschaften flüchteten nach St. Veit. Auch der gemeine Mann trachtete öffentlich oder heimlich aus der gefährlichen Stadt zu entweichen. Da erließ Wolkenstein am 7. Mai einen neuen, aber mildereren Aufruf: „... dann wer sich darüber befinden würde, der soll nit allein nach Ungnad an Leib und Guet gestraft, sondern auch das Haus gesperrt und auf derselben Unkosten verplankt und daraus Niemand bis zu bequemblicher Zeit gelassen werden. Und welcher Unterthan einen solchen Übertreter befind und der Obrigkeit nit anzeigt, der soll in gleicher Straf sein“ — Ostt. Heimatblätter 1950, Nr. 9.

1611: Die Pest wurde von Süddeutschland nach Tirol eingeschleppt. Zuerst wütete sie in Schwaz, Hall und Innsbruck. Viele flohen. Erzherzog Maximilian begab sich von Innsbruck nach Neustift, wo er ein klösterliches Leben führte. Die Innsbrucker Landesstellen übersiedelten nach Sterzing.

1612 war die Seuche bereits in Bozen.

Die letzte große Pestzeit fällt in die Zeit des 30jährigen Krieges. Sie brach in Tirol im Jahre 1634 zuerst in Hall und Telfs aus. Wahrscheinlich wurde sie durch 12000 Mann spanische Truppen, die von Mailand durch unser Land nach Deutschland zogen, bei uns eingeschleppt. In Mauls forderte die Seuche bis 4. Dezember 83 Tote. Die Landesfürstin Claudia flüchtete von Innsbruck nach Bozen. Wallfahrer, die Altötting besucht hatten, sollen die Krankheit ins Villgratental gebracht haben. Das Kirchlein zu Kalkstein entstand als Folge eines Gelübdes der Talbewohner vom Jahre 1634, als die Pest in 2 Monaten 31 Menschen getötet hatte. Auch Sillian meldet abermals das Auftreten der Seuche.

1635: 1636: In Bozen wütete wieder die Pest.

In Kais erinnert das Evangeliumstöckl auf dem Pfarrfeld an die Pesttage dieser Zeit.

Auch in Virgen und Prägraten wütete damals die schreckliche Seuche. Als Dank für die Erlösung von dieser Plage zogen die Bewohner alljährlich nach Lavant und opferten einen Widder.

Seit 1919 wird dieser in Obermauern geopfert.

Als Schutzpatrone gegen Pest gelten die Heiligen Sebastian, Rochus und Pirmin.

Literaturnachweis:

Karl Lechner. Das große Sterben in Deutschland.

Bezirkskunde Osttirols. Bezirks-schulrat Lienz.

Simeoner. Die Stadt Bozen. Der Schlern, 15. Jahrgang, 1934, 11. Heft.

Der Sammler. Blätter für tirolische Heimatkunde.

Osttiroler Heimatblätter.

Heimatliches Schrifttum

Elfenbein von Eugen v. Philippowich. Ein Handbuch für Sammler und Liebhaber. Band XVII der Bibliothek für Kunst- und Antiquitätenfreunde bei Klinkhard & Biermann. Braunschweig; Quartformat. Leinen, 354 Seiten mit 247 Abbildungen auf schwerem Kunstdruckpapier und lackiertem Schutzumschlag.

Unter der Flut von Büchern, die jährlich in der Vorweihnachtszeit erscheinen, hat eines bisher gefehlt; das „Elfenbeinbuch“. Es ist eine klare, kurz gefaßte Geschichte des harten, weißen Materiales und des Stiles der abendländischen Kunst des Kleinformates, vorzüglich der europäischen Frühkulturen (etruskisches, konsular-byzantinisches, karolingisches, ottonisches Elfenbein) und der europäischen Nationalstaaten: Deutschland, Frankreich, Belgien, Holland, England, Skandinavien, Dänemark, Island, Grönland, Schweiz, Italien, Spanien und Portugal, mit vergleichsweise Einbeziehung der afrikanischen und kleinasiatischen Mittelmeerkulturen durch das letzte Jahrtausend. Unter den zusammenfassenden Gruppendarstellungen interessieren besonders die Kruzifixe und Sebastiansmartern, die Medaillons- und Kunstdrechslereierzeugnisse. Die Anweisung für Reinigung und Restaurierung von Elfenbein kommen dem Sammler, das Verzeichnis von Monogrammen und Künstlern dem Wissenschaftler entgegen. Viel unveröffentlichtes Bildmaterial über die bedeutendsten Elfenbeinkunstwerke aus sämtlichen großen Museen Europas wird vorgelegt.

Zu den wertvollsten noch erhaltenen Frühwerken zählen die Elfenbeinpyxis „Venus und Adonis“ (500 v. Chr.) im Schweizer Landesmuseum zu Zürich, der Reliquienkasten von 370 n. Chr. im Museum zu Brescia und die Kathredra des Bischofs Maximian in Ravenna v. 550 n. Chr.

In der Karolingerzeit ragt aus der „Ada-Gruppe“ der Buchdeckel des Codex Aureus von Borsch (800 n. Chr.) im vatikanischen Museum, aus der „Luit-hard-Gruppe“ der Elfenbeindeckel des Psalters Karls d. Kahlen in Paris und ein Relief seines Gebetsbuches in Zürich, aus der „Metzer-Gruppe“ das Relief „Versuchung Christi“ um 850 n. Chr. in Frankfurt a. Main und die Buchdeckel des Evangelium Longum des Mönchskünstlers Tustilo (1., namentlich genannter Elfenbeinschnitzer um 900 n.

Chr.) hervor. Für die Ottonische Zeit ist das Reliquienkästchen von St. Peter in Salzburg, jetzt im Metropolitanmuseum in New York, aus dem 10. Jhd., und das herrliche Turmreliquiar des hessischen Landesmuseums in Darmstadt um 1200 mit der einzig nicht biblischen Gestalt des Papstes Sylvester, der um 325 das Marienkonzil von Nicäa einberief, charakteristisch.

Frankreich war zur Zeit der Gotik führend in der Elfenbeinkunst Europas und schenkte uns eine Reihe von Ma-



Hl. Sebastian am Hochaltar der Thurner Kirche von J. Päterer Foto: Dr. Kollreider

donnen, Diptychen und Triptychen der Geburts- und Leidensgeschichte Christi v. 13.—15. Jhd.

Zu den wichtigsten Werken der italienischen Renaissance zählen die zwei elfenbeinverzierten Schreine im Grazer Dom (Hochzeitstruhen der Paola Gonzaga, der letzten Görzer Gräfin in Schloß Bruck bei Lienz) v. 1470 mit Szenen der Trionfi des Petrarca im Stile Mantegnas.

Die spanische Elfenbeinkunst interessiert wegen ihres starken arabischen

Einflusses, wie z. B. in der „Taubenpyxis“ von Luzern (Sammlung Kofler) a. d. 10. Jhd. und von Portugal die „Goa-Figuren“ mit indisch-iranischem Einfluß, wie im „Guten Hirten“ des vatikanischen Museums a. d. 17. Jhd.

Von Frankreich übernimmt Deutschland i. 16. Jhd. bis Ende d. 18. Jhd. die Führung in der europäischen Elfenbeinkunst. Unter der Vielzahl von Namen großer Künstler ragen Christoph Angermair (Münzschrein in München, 1620), Georg Petel mit seinen jansenistischen Kruzifixen und der Oberinntaler Jakob Auer mit seinen großartigen „Engelstürzen“ (z. B. in Klosterneuburg) hervor. Nennenswert für diesen Kunstzweig war auch der Osttiroler Josef Bergler (Defereggan) im Dienste der Bischöfe von Salzburg und Passau, die Schwanthaler von Ried i. Innkreis, Johann Permoser aus dem Chiemgau (1651—1732), der Mitbegründer des „Zwingerstiles“ (Hercules und Omphale), dessen Schüler Dominikus Moling aus dem Gaderale, Nikolaus Moll und seine Söhne von Innsbruck (Maria-Theresianschrein im Palais Trapp), Andreas Faistenberger von Kitzbühel, Hans Georg Fux aus Auferpfisch bei Sterzing und Simon Troger von Abfaltarn im Pustertale.

Es erweckt den Anschein, daß sich alle besseren Barock-Bildhauer irgendwie mit Elfenbeinschnitzerei, gleich wie mit der Kleinkunst der Krippenfiguren befaßten; zwei Gepflogenheiten, die weitgehend homogen sind und sich daher gegenseitig befruchteten. Dieses Erkenntnis wurde mir besonders klar durch das „Sebastiansrelief“ von Georg Petel im Museum von Troppau (Abb. 164), dessen Komposition sich haargleich, aber als Vollplastik von Johann Päterer (1759, mit J. P.) monogrammiert) auf dem Hochaltare der Kirche von Thurn bei Lienz befindet. Obwohl ich nicht die fixe Meinung des Autors „Elfenbein“ in Zweifel ziehen möchte, wonach Petel diesen „Prototyp“ eines Sebastian i. 16. Jhd. geschaffen hat, scheint es mir immerhin auffallend, daß Johann Päterer, Bildhauer in Lienz, der oft das gleiche Monogramm J. P. verwendet, ein Jahrhundert später ein solch auffallendes Gleichstück schuf. Allerdings sind gemeinsame Wegspuren beider Künstler in Italien, vor allem in Venedig, festzustellen.

Nachdem das Elfenbein i. d. 2. Hälfte d. 18. Jhdts. von dem in Mode gekommenen, noch glänzenderen Porzellan verdrängt worden war, entstanden im 19. Jhd. fast nur noch Gebrauchsgegenstände, wie Porträts und Heiligenmedaillons, Uhrzifferblätter und Pokale, Stockgriffe und Schmuckdosen.

Dieses Buch vermittelt in gleicher Weise Wissen und Freude, es bestreicht durch seine qualitätvolle, vornehme Aufmachung und die vorzügliche Bildwiedergabe; es bildet eine Zier jeder Kunstbibliothek, und Herrn v. Philippowich muß aufrichtiger Dank und Anerkennung für seine enorme Arbeitsleistung gezollt werden.

Dr. Franz Kollreider.